

Weil meiner Familie ein paar Pubs gehörten, gab es andauernd Partys. Meine Oma machte Hühnercurry für die ganze Belegschaft, und ich bin zwischen allen rumgerannt. Im Hintergrund lief Motown. Ich hatte keine Ahnung von Jazz oder so, kannte nur das übliche Zeug wie Frank Sinatras »Fly Me to the Moon«. Es war Amy, über die ich zum Jazz kam – sie war eine echte Jazzkennerin.

Ich habe keine Ahnung, was passieren muss, damit man Musik so sehr liebt, wie wir es taten. Wahrscheinlich wird man so geboren. Schon seit ich vier Jahre alt war, wollte ich Sänger werden. Mir war immer klar, dass ich Künstler sein wollte und nicht ein typischer East-Londoner mit einem normalen Leben und einem Job von neun bis fünf. Ich schaute *Top of the Pops* und dachte mir: »Dorthin will ich auch, ich will genauso sein wie die.« Ich war willensstark und entschlossen; ich wusste genau, was ich wollte, und war bereit, hart dafür zu arbeiten. Jeder hört Musik, aber nicht jeder ist davon *besessen*. Wenn du es zu einem Plattenvertrag bringst, ist deine Verbindung zur Musik dein Ein und Alles, sie macht vollständig aus, *wer du bist*.

Und bei Sylvia Young landest du nicht einfach per Zufall mit dreizehn Jahren.

## Kapitel 3

Durch meine Schauspielschule in Plaistow wusste ich von Sylvia Young's Theatre School. Wenn dein Ziel die Bühne ist, und das war schon als kleines Kind mein Traum, dann hörst du von dieser Schule und weißt, das ist die beste. Wenn du wirklich Künstler werden willst, dann führt kein Weg daran vorbei. Mit zehn begann ich, samstags für den Unterricht an Sylvias Schule nach Marylebone, mitten in London, zu fahren. Es war wunderbar, ich konnte den ganzen Tag singen und Theater spielen. Sylvia lief zwischen uns herum, immer auf der Suche nach Talenten. Eines Samstags kam sie in den Raum, als ich gerade ein Solo sang, hörte eine Weile zu und fragte mich dann, ob ich nicht Vollzeit-Unterricht an ihrer Schule nehmen wollte. Sie mochte meine Stimme und fand, ich sollte es probieren. Ich konnte leider nicht gleich loslegen, immerhin kostete ein Semester zehntausend Pfund. Meine Mutter hatte schon Probleme, mir zwei Pfund Taschengeld zu geben, damit ich mir in der Pause was kaufen konnte.

Die Zeitung *The Stage* schrieb ein jährliches Stipendium aus, auf das sich um die zwanzigtausend Kinder und Jugendliche bewarben. Ich wurde zum Vorsprechen eingeladen. Ein Redakteur von *The Stage* war anwesend, genauso wie Sylvia und die Leiter der Theater- und Gesangsabteilung ihrer Schule – furchterregend. Ich gab im nordenglischen Dialekt ein Stück aus dem Film *Kes* zum Besten, sang ein wenig vom Notenblatt ab, zitierte ein Gedicht und tanzte vor, was so grässlich war, dass Sylvia mich mittendrin unterbrach. Ich hatte keine Ahnung von Bühnentanz und interessierte mich *überhaupt* nicht fürs Tanzen. Zuletzt war noch mal Singen dran, und so beruhigte mich Sylvia nach meiner Tanzblamage erst einmal, setzte sich in ihren Sessel, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, und sagte: »Oh, darauf freu ich mich!« Mit meiner niedlichen hohen Stimme, die alle in meiner Familie als »Engelsstimme« bezeichneten, sang ich »Eternal Flame« von den Bangles. Das war zum Zeitpunkt des Vorsingens gerade ein Song, den ich mochte. Es waren die Mittneunziger, und ich hielt nichts von Britpop; das waren in meinen Augen keine Sänger – ich fand Liam Gallaghers Stimme furchtbar. Damals diesen Bangles-Song zu singen, brachte mir das Stipendium ein.

Für meine Eltern war es ein echtes Problem, das Geld für die schicke Schuluniform zusammenzukriegen, und meiner Mutter fiel es schwer, mir jeden Tag einen Fünfer für die Fahrt nach London mitzugeben. Mein Vater machte sich Sorgen, weil er mich ausgerechnet zu diesem völlig unsicheren Karriereweg motiviert hatte, anstatt die Seite an mir zu befeuern, die einen Rechtsanwalt aus mir gemacht hätte. Er versuchte, mich auszutricksen und herauszufinden, wie entschlossen ich wirklich war: »Wenn du das durchziehst, rede ich nie wieder mit dir.«

»Gebongt!«

Ich war ein sehr guter Schüler. Wie an jeder Schauspielschule hatten auch an dieser viele der Leute kreatives Talent und waren großartig darin, sich auf der Bühne zu präsentieren, dafür aber Nullen in Mathe und Englisch. Schon aus diesem Grund war ich einer der Besten. Ich hatte hervorragende Noten, schloss selbst die schwierigsten naturwissenschaftlichen Prüfungen mit voller Punktzahl ab und zählte darin zu den besten hundert Schülern landesweit. Also wählte man mich zum Schulsprecher.

Montags, dienstags und mittwochs standen die üblichen Unterrichtsfächer auf dem Plan. Donnerstags und freitags dann die berufsbezogenen – Gesang, Tanz, Schauspiel –, und in diesen Kursen war man dann mit Kindern und Jugendlichen aller Altersgruppen zusammen, je nach Talent.

Wir hatten einen coolen Gesangslehrer namens Ray Lamb, der immer sagte: »Mach dein eigenes Ding!« Eines Tages wollte er, dass wir für seine Oma »Happy Birthday« aufnehmen. Er wählte dazu zwei Kinder aus: Das eine war ich, das andere dieses winzige Mädchen, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Sie war zwölf, fast dreizehn, sah aber aus wie neun, knapp eins fünfzig groß mit langem dunklem Haar, ein kleines jüdisches Mädchen aus North-London. Wir waren nur deshalb in derselben Gesangsstunde, weil wir ums Verrecken nicht tanzen konnten, die Beine mit breitem Grinsen und flirrenden Händen aufwerfen, das war einfach nicht unser Ding. Sie stand zuerst auf. Wie wir alle trug sie die Schuluniform aus grauer Hose und einem weiten Pulli mit V-Ausschnitt in Lollipop-Rot, wie es genannt wurde. Dann begann sie zu singen.

Ich traute weder meinen Ohren noch meinen Augen. Dieses dünne Mädchen sang wie eine vierzigjährige Jazzröhre, die drei Flaschen Whisky am Tag trinkt und dazu fünfzig Marlboros raucht. Vielleicht hat sie damals schon geraucht. Auf jeden Fall war ihre Stimme etwas ganz Besonderes, klang nach Nina Simone oder Dinah Washington. Weil ich mich mit Jazz nicht sonderlich auskannte, klang es für mich wie Marilyn Monroe, die »Happy Birthday Mister President« für John F. Kennedy sang. Als sie fertig war, setzte sie sich. Dann stand ich auf und sang meine Stevie-Wonder-Version.

Als die Stunde vorbei war, gingen wir gemeinsam raus. Es platzte aus mir heraus: »Wer, verdammt noch mal, bist du? Deine Stimme ist total krank!«

Sie zögerte keinen Moment. »Und deine Stimme ist irre.«

Das waren die ersten Worte, die wir austauschten. Bevor ich sie reden hörte, hörte ich sie singen. Es war Liebe auf den ersten Ton. Und dann Liebe auf den ersten Blick. Das kennt ihr vielleicht. Man sieht jemanden, und schon ist es passiert: Es macht klick, als wärt ihr euch schon früher begegnet, als wäre es Bestimmung, dass ihr euch trifft: Da bist du ja! Wo bist du so lange gewesen? Genau so ging es mir an dem Tag, an dem ich Amys Bekanntschaft machte. Dem Tag, an dem ich meiner Seelenverwandten begegnete. Dem Mädchen, das als »Amy Winehouse« bekannt wurde.

Unsere Freundschaft begann in genau diesem Moment, war nicht nur von unserer gemeinsamen Liebe zur Musik getrieben, sondern auch von einer tieferen Gemeinsamkeit: Wir waren zwei abgefuckte Teenager und erkannten uns im jeweils anderen wieder. Wir waren depressiv, ängstlich, verunsichert. Amys größte Wunde war damals, dass sie ihren Vater Mitch so sehr vermisste. Ihre Eltern hatten sich getrennt, als sie neun war. Mitch hatte Amys Mutter, Janis, mit Jane, einer Kollegin von der Arbeit, betrogen. Die ganze Familie hatte von dem Verhältnis gewusst. Amy und ihr Bruder Alex nannten sie »Daddys Arbeitsfrau« (sie wurde später seine zweite Ehefrau). Aber es war nicht nur das. Die meisten

Menschen, die Schauspielschulen besuchen, lieben es, sich zu präsentieren, permanent das Gesicht in die Kamera zu halten, doch Amy war anders, war nie so unbekümmert, sondern kompliziert, eigenbrötlerisch und zurückgezogen wie ich. In der Mittagspause in der Mensa – die alle nur den »Green Room« nannten, als würde man dort auf seinen großen Auftritt warten – probten Kinder in der einen Ecke ihre Tanzschritte und in einer anderen ihre Tonleitern, aber Amy und ich saßen meistens nur rum und waren depressiv. Und dann sagte sie so was zu mir wie: »Du bist genauso depressiv wie ich, oder?«

Ich war ein ziemlich unglücklicher Teenager mit schwerer Akne im Gesicht und heulte mich jeden Abend in den Schlaf. In den Mittagspausen saß ich auf einem Stuhl und legte den Kopf auf meine Arme auf dem Tisch, um mich vor all den anderen Kindern mit ihrer übertriebenen Begeisterung und ihren ständig gebleckten Zahnreihen zu verstecken. Amy und ich hatten das gleiche tiefe Verständnis füreinander. Wir saßen in der Ecke, und sie spielte mit meinen Haaren. Im ersten Jahr hing mir die blonde Mähne wie eine Gardine runter bis zur Nase. Ich trug sie wie Nick Carter von den Backstreet Boys, nur war meine Frisur überhaupt nicht stylish. Die Strähnen waren so lang, dass ich sie hinter meine Ohren steckte. Amy zog die eine oder andere hervor und wickelte sie um ihren Finger zu Ringellöckchen.

Sie spielte auch mit meinen Beinen, war besessen von muskulösen Beinen. Bei uns in der Schule wurde Tanz trainiert, also hatten die Jungs muskulöse Beine, und ich war 1,80 m groß, der größte Junge in meiner Klasse. Sie flirtete im Spaß mit mir: »Du hast schöne muskulöse Beine!« Aber meine waren nicht die einzigen Jungenbeine, mit denen sie spielte. Es gab einen schwarzen Jungen in meiner Klasse, er hieß Junior und hatte sehr muskulöse Beine, mit denen sie definitiv auch spielte!

Sie war begabt und unfassbar intelligent. Sie liebte Worte: Amy schaute die Gameshow *Countdown* und löste auch die schwierigsten Worträtsel. Oft saß sie völlig selbstvergessen da und löste in unheimlichem Tempo Sudokus oder ganze Bücher mit Kreuzworträtseln. Sie beschäftigte ihr Hirn, suchte permanent Stimulation, um nicht auf dumme Gedanken zu kommen und darüber nachzudenken, welcher Junge ihr gefiel, welches Tattoo sie sich stechen lassen könnte und ob sie ihr Haar pink färben sollte. Während ich alles an Schulwissen aufsaugte, war Amy völlig desinteressiert. Sie war eine Rebellin, und das nervte den Schuldirektor, Mr Muir. Er war Schotte und hielt sich für so umwerfend wie Sean Connery. Als Amy eines Tages mit gepiercter Nase ankam, fragte ich, ob sie dafür in Camden gewesen war.

»Nee, das hab ich selbst gemacht und ein paar Eiswürfel rangehalten.«

Ich war groß und sie so klein, dass ich sie mir manchmal über die Schulter warf und zum Spaß herumtrug. Amy stand zuerst ein bisschen auf mich, aber sie stand auf ziemlich viele Jungs. Sie war verliebt in die Liebe. Sie hatte immer dieses Buch bei sich, in dem sie sich Notizen über die Jungs in unserem Alter machte und sie auf einer Skala von eins bis zehn benotete. Neben meinem Namen stand: »Er ist perfekt, er mag Musik ...« Damals hatte ich eine Freundin in der Schule, die Claire hieß, also endete Amys Bewertung mit: » ... aber er ist mit Claire zusammen!«, und mein Wert rauschte runter auf null. Noch Jahre später lag das Heft in jeder unserer Wohnungen herum, immer wieder blätterten wir darin und bepissten uns vor Lachen.

Es ist nicht so, dass wir keine romantischen Gedanken gehabt hätten. Wenn ich versuche zu definieren, was wir waren, ist Freundschaft nicht das richtige Wort. Ich kann es nur als Seelenverwandtschaft beschreiben: Sie liebte mich, und ich liebte sie. Wir waren wie Bruder und Schwester, und gleichzeitig war ich wie ihr Vater und sie wie meine Mutter. Irgendetwas in meinem Bauch sagte mir, dass ich mich um sie kümmern musste, als hätte ich eine Verantwortung. Wir gaben

uns gegenseitig einen Sinn. Wir waren keine normalen Teenager, wussten beide bereits, dass Beziehungen kommen und gehen würden, ich aber für immer ihr Junge und sie für immer mein Mädchen sein würde. So war es Amys ganzes Leben lang.

Ich hatte mich im Vergleich zu anderen immer als Sonderling gefühlt. Das erste Mal, dass es mir nicht so ging, war der Tag, an dem ich Amy begegnete. Ich dachte: Eigentlich bin ich gar nicht so seltsam, oder? Ich bin nicht wie meine Cousins, bin nicht wie die anderen Jungs aus meiner Gegend, und trotzdem ist nichts falsch an mir, denn du, Amy, bist ja genau wie ich. Also ist es in Ordnung, verkorkst zu sein. Wir sind beide völlig okay, und wir haben einander.

Amy war auch wirklich lustig. Sie konnte jeden nachmachen; unsere Lehrerin Sylvia in einer Art jüdischen Komödie oder genauso genial unsere Sprachlehrerin Jacqui Stoker, wie sie durchdrehte. Jacqui war eine tolle Lehrerin, aber wenn man das »t« am Ende eines Wortes verschluckte, dann flippte sie aus.

Die meisten Kinder standen auf Showmelodien und unsere Gesangslehrer genauso. Wir hatten drei davon. Einer war Ray Lamb, der mich und Amy ausgewählt hatte, um »Happy Birthday« zu singen. Ray war der Einzige, der uns zu Improvisation und Freestyle im Gesang ermutigte. Den anderen Lehrern ging es immer nur um Technik und darum, »Why, God, Why?« aus *Miss Saigon* und »Castle on a Cloud« aus *Les Misérables* und all diesen Blödsinn zu singen.

Ray bat Amy und mich immer, Freestyle zu singen. In der Schule führten wir eine Varietéshow auf, und sogar ehemalige Schüler wie Emma Bunton und die Boyband Damage kamen, um die Show zu sehen. Während alle anderen Michael Jacksons »Earth Song« sangen und »What about us?« jaulten, kam ich raus und improvisierte, riffte, und dann machte Amy ihr Ding, brachte jazzige Improvisationen, abweichende Melodieführungen; schlenderte über die Bühne in ihrer schwarzen Jogginghose und ihrem weißen Sylvia-Young-T-Shirt und klang dabei wie eine Jazzerin aus den Vierzigern. Niemand war wie Amy.

Wir traten in vielen Shows zusammen auf. Wann immer im *Dorchester Hotel* eine Soirée anstand, wurden die Schüler von Sylvia Youngs Schule für das Programm engagiert. Alle probten wie verrückt, und wir beide bereiteten unsere kleinen improvisierten Soli vor. Dann versteckten wir uns, und ich zischte ab und holte uns eine Box mit zwanzig Chicken Nuggets von McDonald's, die wir uns hinter der Bühne oder sonst wo reinstopften.

Außerdem liebte Amy die Beleuchter-Box der Schule. Unten gab es einen Raum, in dem die Aufführungen stattfanden. Kein richtiges Theater, aber doch nah dran. Von dort führte eine Leiter hinauf zu einer Art Box, in der ein Techniker das Licht und die Effekte der Strahler und Lampen regelte. Das war die einzige Ecke in der Schule, wo man ungestört sein konnte, und sie war als »The Place« bekannt. Dorthin ging man zum Knutschen. Einfach nur, um zu knutschen, wie Teenager es nun mal tun. Amy war mehr als alle anderen auf dieser Leiter unterwegs!

Mit fünfzehn veränderte ich mich. Ich kam morgens nicht mehr aus dem Bett und stand jeden Tag später auf. Nachts kam meine Mutter in mein Zimmer, manchmal hörte sie mich weinen, und ich sagte, dass ich am Morgen nicht mehr aufwachen wolle. Eine tiefe Depression, die sich furchtbar anfühlte. Meine Mutter bekam Angst und teilte diese mit meinem Vater, der selbst manisch-depressiv und auf Antidepressiva war. Wie er mir selbst schon über den Alkoholismus in unserer Familie prophezeit hatte, eröffnete er jetzt auch meiner Mutter: »War ja klar. Er ist mein Sohn. Sein Kopf entwickelt ein Eigenleben, und er braucht Tabletten.« Er brachte mich zu einem Arzt, der mir Antidepressiva verschrieb, doch zur Einnahme kam es nicht, denn in meiner Familie gab es Tumult. Meine Mutter war auf ihre